RHEINMÄRCHEN

Wie sich der schwarze Hans selbst umbringt, Radlauf und Ameley ihn essen und nach Mainz ziehen.*

Radlauf band sich einen ganz neuen Mehlsack als Küchenschürze vor und nahm seinen Schleifstein und sein Messer zur Hand; denn er wollte dem Hans den Kopf mit einem recht scharfen Messer abschneiden, damit er nicht viel Schmerzen dabei haben möge. Da er nun mit seinem Messer auf dem Wetzstein hin und her fuhr, fing der Star an, dazu zu sprechen:

„Messer- Messer, wetz, wetz, wetz,
Ist der Lohn für mein Geschwätz,
Hätt' ich nicht sehr geschwätzt,
Wäre ich ein Fürst bis jetzt."

Als Radlauf diese bedeutungsvollen Worte des schwarzen Hanses hörte, hielt er mit Wetzen ein und redete sogleich den Vogel mit folgenden Worten an: „Ihro Durchlaucht waren also ein Fürst, ach vielleicht gar von Geblüt. O, dann getraue ich mich nicht, meine Hand an Ihr gesalbtes Haupt zu legen, und so Euer Durchlaucht geruhen, werde ich Dieselben der Prinzessin Ameley vorstellen." Der Vogel antwortete:

„Einst war ich Fürst von Starenberg,
Mein Maul stand damals überzwerch;
Doch habe ich so viel geschwätzt,
Daß es ein Schnabel ward zuletzt."

Dann bat er den Müller, ihn zu der Prinzessin zu lassen; er wolle nur die Ehre haben, sie vor seinem Tode noch einmal zu sehen; sein Testament sei bereits gemacht, er habe es mit Kienruß auf einen Mehlsack geschrieben, und Radlauf werde es schon finden. Hierauf machte der gerührte Müller Tür und Fenster auf und sprach: „Ihro Durchlaucht können sich begeben, wohin Sie wollen." Der Star aber begab sich zu Fuß mit langsamen, anständigen Schritten in die Stube zu der Prinzessin, und Radlauf schloß die Türe bescheiden hinter ihm zu.

Als Ameley den Vogel hereintrippeln hörte, wendete sie sich zu ihm, und er flog vor ihr auf den Tisch, an welchem sie mit aufgestütztem Arme nachdenkend saß. Er machte seine Komplimente und sprach mit beweglicher Stimme zu ihr:

„Gott grüß' dich, schöne Ameley,
Der schwarze Hans ist auch dabei!"

Mit seinem Schnabel zog er eine goldene Nadel unter seinem Flügel hervor, die er sich so heftig in das Herz stieß, daß das Blut der Prinzessin auf den Arm spritzte. Als er niedersank, sagte sie mit Tränen: „Ach, armer Hans, was hast du getan?"

Da sprach der Vogel mit sterbender Stimme:

„Ade, du schönste Ameley!
Verzeih mir meine Schwätzerei!
Das schönste Grab wird mich beehren,
So du mich willst sogleich verzehren;
Der Müller soll auch essen mit,
Ich wünsch' euch guten Appetit."

Nach diesen Worten streckte er die Beine aus, schloß die Augen, sperrte den Schnabel auf und war mausetot.

Die schöne Ameley zog ihm die Nadel aus der Brust und erkannte dieselbe als eine ihrer Haarnadeln, die sie vor mehreren Jahren einem Edelknaben zu Mainz geschenkt hatte, der bald darauf verschwunden war. Ueber sein Verschwinden ging das Gerücht unter den übrigen Edelknaben, er habe ihnen erzählt, daß die Prinzessin Ameley ihm eine ihrer Haarnadeln geschenkt, und da sei er plötzlich in einen Star verwandelt worden und davongeflogen. Jetzt erkannte Ameley nur zu gut die Wahrheit des Gerüchtes und vergoß bittere Tränen des Mitleids um den armen Hans und weinte und schluchzte so laut, daß Radlauf nach seinem Mühlrad ging, welches vorhin stehengeblieben war, um zu sehen, was es am Gange hindere. Denn das Jammern der Prinzessin ging ihm so zu Herzen, daß er wünschte, er möge es vor dem Mühlengeklapper nicht mehr hören.

Da fand er nun zu seiner großen Verwunderung die Krone des Königs von Mainz in dem Getriebe seiner Räder hängen, wodurch sie still gestanden waren. Kaum hatte er sie herausgenommen, so ging die Mühle wieder munter drauflos.

Als er nun wieder in die Mühle gehen wollte, sah er jenseits des Rheins einen Trompeter auf dem Rochusberg stehen; der blies, daß es in die Felsen hinein schmetterte, und rief dann etwas mit lauter Stimme aus. Auch sah er viele Fischer und Taucher auf dem Rheine herumfischen und schwimmen und tauchen und suchen. Einer von diesen sagte ihm nun: der König von Mainz habe dem seine Tochter, die Prinzessin Ameley zur Gemahlin versprochen, der sie lebendig wiederbrächte, und wer sie tot brächte, der solle ein Schloß am Rhein haben, und wer sie samt der verlorenen Krone zurücklieferte, der solle sein Nachfolger sein.

Radlauf konnte ihn vor Freude gar nicht zu Ende hören; er versteckte die Krone in seinen Busen und hüpfte freudig nach der Mühle über die Wiese hin. Da er in die Küche kam, hätte er beinahe vor Freuden die Prinzessin „Juchhe! mein herzallerliebster Schatz!" zugerufen, aber das Wort im Munde erstarrte ihm. Denn er sah die Prinzessin beschäftigt, den verstorbenen Herrn von Starenberg zu rupfen. Sie pflückte so zärtlich an seinen Federn, die sie alle in ihr seidenes Schnupftuch tat, als fürchte sie, ihm weh zu tun, und unterdessen erzählte sie dem Müller den ganzen Selbstmord des schwarzen Hans, salzte ihn mit ihren Tränen und steckte ihn an ihren großen silbernen Schürnestel, um ihn zu braten. Aus den Federn machte sie ein seidenes Kissen, welches sie immer auf ihrem Herzen trug.

Die gebraunte Mehlsuppe und die Rühreier waren auch fertig geworden, und der Herr von Starenberg, der gutes Futter bei dem Müller genossen hatte, gab einen delikaten Bratengeruch von sich. Die schöne Ameley nötigte den Müller zu Tische und aß vor allem unter bittern Tränen ihr Teil von dem schwarzen Hans. Das Herz schnitt sie entzwei und gab die Hälfte dem Müller. Aber kaum hatten beide davon gegessen, als es ihnen sehr sonderbar zu Mute wurde und sie eine große Liebe zueinander empfanden. Sie sahen sich immer einander an, und die schöne Ameley sagte: „Mein lieber Müller, es ist mir niemals so wohl gewesen als bei dir, und wenn du von Adel wärest, wollte ich mit niemand mein Leben zubringen als mit dir."

Radlauf aber sagte zu ihr: „Allerschönste Ameley, ich habe einen reichen, vornehmen Freund, den alten Rhein, er soll uns wohl helfen, er hat Euch mir in die Arme gegeben und wird wohl weiter Rat schaffen. Jetzt aber rüstet Euch, daß ich Euch zu Eurem Vater zurückführe."

„Ach," sagte die schöne Ameley, „mein Vater ist sehr stolz und geizig, er wird uns gewiß nicht helfen, und wenn er unsere Liebe merkt, sind wir verloren."

„Seid nur ruhig," sagte Radlauf, „ich habe ein ganz anderes Glöcklein läuten hören," und somit ging er mit Ameley, die ihn nicht mehr verlassen wollte, hinaus auf die Wiese und bat sie, ihm zu helfen, allerlei Kränze zu machen. Während sie das tat, holte er seinen schönsten Esel und zäumte ihn mit bunten Bändern und schmückte ihn mit den Kränzen. Auch die schöne Ameley wurde mit Blumen geziert und setzte sich dann auf den Esel. Er selbst setzte die Krone des Königs auf, tat seine Feierkleider an und führte, in der einen Hand eine blühende Königskerze tragend, den Esel mit der schönen Ameley nach Mainz. In den Dörfern entstand die größte Freude; jedermann, der ihnen begegnete, pries den guten Müller Radlauf selig und schloß sich dem Zuge an, viele aber eilten mit der frohen Nachricht voraus.

Kaum hatte nun der König gehört, ein Müller habe die schöne Ameley gerettet und bringe sie, als er bekanntmachen ließ, kein Mensch solle bei Todesstrafe ein Wort davon sprechen, daß er die Tochter dem Finder zur Braut versprochen …

* Eine Probeseite aus Klemens Brentanos' „Rheinmärchen" (Herder, Freiburg i. Br.).

SPRÜCHE

Der Staub, wie hoch der Wind ihn auch erhebt,
Bleibt doch gemein.
Der Edelstein, den man in Staub begräbt,
Bleibt Edelstein. Fr. v. Bodenstedt.

=

Du nennst es Schwäche! Stärke ist es, sag' ich,
Die Mutter aller menschlichen Gefühle;
Wer nicht sein Land liebt, der liebt nichts auf Erden. Sakespeare.

=

Du mußt an deine treue Brust
Insbesondere hin dich neigen,
Ihr alle deine Liebeslust
Ausschließlich geben eigen;
Wer so ein Herz am Herzen hält,
Der liebt in ihm die ganze Welt.
Rückert.

=

Die Hoffnung ist derjenige Engel, welcher zuletzt vom Sterbebette des Menschen weicht. Ridderstädt.

=

Seid groß genug, euch über euer Dasein zu freuen, wenn es auch ein schmerzvolles ist. Jean Paul.

=

Nur der verwandte Schmerz entlockt uns Tränen, und jeder weint eigentlich für sich selbst.

=

Begangene Fehler können besser nicht entschuldigt werden als mit dem Geständnis, daß man sie als als solche erkenne. Calderon.

=

Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten, wo er steht, ganz ausfüllt. Sei der Wirkungskreis noch so klein, er ist in seiner Art groß.

=

Arbeitsamkeit ist die beste Lotterie

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 5 | Sonntag, den 27. Januar | Jahrgang 1929

LOB DER HEIMAT

O du mein Heimatland,
Wie tief steh ich in deiner Schuld!
Alles, was ich bin an Herz und Hand,
Sieh, geworden ist's in mir
Durch deine Huld.

Und Ströme rauschten auf
Von Melodien in meiner Brust.
Führte fern von dir mein Lebenslauf,
Sieh, was du mir warst, da hab'
Ich's erst gewußt.

Als meine Seele schlief
Noch eingehüllt im Jugendtraum,
Deine holde Wunderweise rief,
Weckte sie mit Vogelsang
Aus Busch und Baum.

Drum, du mein Heimatland,
Scheid' ich dereinst im Silberhaar,
Alles, was ich bin an Herz und Hand,
Sei ein letzter Dank an dich
Auf immerdar!

Dann tat ein Schönheitsborn
Dem Mann dein reinstes Wesen kund:
Harte Fäuste ackerten das Korn,
Hämmer schwangen, Glockenton
Im Eisenmund.

(Aus: „Das Gespenst der Grafen von Berg". Ein Buch Balladen von Emil Uellenberg. A. Martini u. Grüttefien G.m.b.H. Elberfeld.)

DER TROMMLER

Eine Ballade in Prosa, von Karl Fuß.

Einschlag prasselnder Granaten, zischender Schrapnelle. Erde wirbelt auf, Dampf- und Feuersäulen rasen empor. Sturm auf Messines. — Der Befehl ist klar, eindeutig: Die Höhe, auf der die Stadt liegt, ist unter allen Umständen zu nehmen. Ist zu stürmen.

Freies Feld, Rübenäcker, heißer Spätoktobertag. Keuchend taumeln wir vor, schweiß- und staubbedeckte Infanterie, ins Tacken der Maschinengewehre. — Die Höhe ist unter allen Umständen zu nehmen … Die gespreizten Hände im Boden verkrallt, liegen wir in den Rübenfeldern. Von der Flanke her mäht der Maschinentod, tacktacktack … Kein Mann des Regiments wird Messines erreichen — jeder Schritt heißt: hinsinken, zerfetzt werden, Ende.

Plötzlich — horch, was für ein Ton?

Ich schaue: — Vor unserer Feuerlinie steht ein Soldat — ein Kamerad muß es sein! Unsere Uniform trägt er! — eine große hagere Gestalt, seltsam unbewegt, das Gesicht kann ich nicht erkennen, er hat die Feldmütze tief in die Stirn gezogen und schaut zur Seite. — Terumterum, terumterum … Der Kamerad trommelt. Doch, was ist das: Deutlich sehe ich, wie er ohne Schlegel mit seinen langen, knochigen Fingern, aufs Kalbfell haut, immer im gleichen Takt, terumterum, terum, terum … Wer bist du, Kamerad? Da — fuhr nicht eben eine Granate an den Platz, wo er stand? Schwarz und gelb bäumt sich eine Wolke auf — der Kamerad im grauen Rock steht noch da … Terumterum, terumterum … Welche dämonische Kraft liegt in diesem Wirbel! Terumterum — als ob man einen Kirchhof voller Totenbeine durcheinanderrüttle … hell und dumpf zugleich. — Aufspringe ich aus der Mulde, die Rettung, Aufschub, Leben bedeutet, als stoße mich eine unsichtbare, unheimliche Faust. Aber ich weiß: Es ist dieses Trommeln, das nicht zu ertragen ist … Messines ist unter allen Umständen zu nehmen —. „Mir nach!" schreie, brülle ich auf, und vorwärts stürzen die Haufen. Mit rasselnden Lungen, blutige Nebel vor den Augen, stürmen wir. —

Wo ist der Kamerad Trommler? Er muß hinter uns geblieben sein, ich höre ihn wietertrommeln, ohne Aufhören, erbarmungslos, terumterum, terumterum … Gott im Himmel, ich ertrage diesen Ton nicht länger. Und ich weiß: Dieser Trommler wird nicht aufhören, bis Messines unser ist. Wie die Tatze eines ungeheuren rasenden Tieres reißt es mich vorwärts. Auf brülle ich in Wut, in Angst, in — Terumterum, terumterum …

Hinauf die Anhöhe, hurra! Hinein in die feindlichen Schützengräben, hurra! Der Engländer weicht, er muß weichen, niemand kann diesem höllischen Trommeln standhalten, jedermann muß fliehen, geradeaus, nur fort, nur fort … Messines ist unser. Befehl ausgeführt. Und auf hörte der Trommelwirbel — terum!

Als ich keuchend, blut- und erdbespritzt, mich umwandte, war der Kamerad Trommler, der uns zum Siege geführt, verschwunden.

Ich fragte nach ihm. Niemand hatte das Trommeln gehört. „Der Stabstrommler Schlotterbart ist hinten beim Regimentsstab, den hat noch keiner vorn gesehen", lachte mein Nebenmann. — „Ja, hast du denn das Trommeln nicht gehört?", frage ich nochmals. — „Trommeln? Die Granaten hab ich trommeln hören; laß mich in Ruh'! Das Kanonenfieber hast du gehabt, das ging uns auch so beim ersten Gefecht. Und Messines haben wir —"

Und ich kann's beschwören: ich habe den Trommler mit meinen Augen gesehen: lang und hager und steif, schiefgeneigter Kopf, Mütze in der Stirn. Und hat mit seinen Fingern getrommelt: terumterum, terumterum …

Einige Monate später. Front in Polen.

Dämmernde Morgenfrühe. Zwielicht im Winterwald. Steifgefroren standen wir an den Schießscharten.

Die Russen griffen an. In überwältigender Uebermacht. Dreimal schlugen wir sie zurück. Mit verbissenem Lachen standen wir: sie sollten auch weiterhin zurückbranden vor unseren Kugeln und Granaten. Und im schlimmsten Fall blitzten auf unsern Gewehren die Bajonette. Da setzte der neue russische Ansturm ein.

Und plötzlich — mir stockte das Blut, wie Millionen Nadelspitzen durchstach es meinen Leib: — Da stand der Trommler …

Stand vor der Front der eben anstürmenden Russen, stand da: lang und hager, in russischer Uniform, im erdbraunen Mantel, den Kopf seitwärts geneigt, als lausche er fernem Kommandoruf, eine riesige Pelzmütze ins Gesicht gedrückt, damit man ihn nicht erkenne. Aber ich erkannte ihn; es war mein Trommler von Messines — mit seinen Fingern trommelte er aufs Fell. Solchen Ton gab's sonst nicht auf der Welt. Terumterum, terumterum …

Er stand, als ihn die vorgehenden Russen überholten, trommelte, trommelte hinter ihnen her, die in sinnloser, sonst nie gesehener Wut, in trotziger Todesverachtung, auf uns einstürmten, uns überrannten. Ich wußte es von Messines, daß man nicht anders konnte …

Ein Gewehrkolben fuhr mir krachend über den Schädel. Im selben Augenblick, als ich die Besinnung verlor, hörte ich eben noch den entsetzlichen Wirbel abbrechen — terum …

Als ich aufwachte, wurde ich im russischen Schützengraben verbunden. Ich fragte den Feldwebel, der Deutsch sprach, ob ein Trommler beim russischen Sturm dabeigewesen sei. Ich wußte die Antwort im voraus.

Der Sanitäter lachte: „Nix Trommler, nix Trommler, — hier Trommler!" und deutete auf meinen verbundenen Kopf.

— — —

Gefangenenlager Daurija, Sibirien.

Kalte Baracke, Pritschen dreifach übereinander getürmt. Mit Ziegelsteinen die zerbrochenen Fenster verstellt. Eisiger Wind zischt durch die Ritzen. Der Typhus ging um. Forderte heute in dieser Baracke zwei Kameraden, morgen in jener drei.

Mißtrauisches Beobachten untereinander: ist dein Nachbar nicht schon krank? Wird er dich nicht anstecken? Nie hingen wir mehr am Leben. Nie rücksichtsloser. Nie mitleidsloser. — Leben — die Sonne sehen, und sei's über trost-

losen Eiswüsten, sei's bei Hunger, in Schmutz. Leben! — — —

Auf der Anhöhe außerhalb des Lagers, auf den Gefangenenfriedhof schleppten wir einen Sarg. Ein toter Kamerad lag drin. Typhus. Der 36. in zehn Tagen. Wieviel noch? Zwanzig Prozent der Baracke? Fünfzig Prozent? Wenn nur du nicht darunter bist! — Kamerad im Sarg, du bist tot. Wir lieben dich, nun du tot bist. Uns nicht mehr anstecken kannst ...

Ein paar Dutzend Gräber, im Sommer schon ausgeworfen, reißen ihre Mäuler auf. Sie werden alle noch ihre Opfer schlucken. Alle. Sie werden nicht ausreichen. Typhus.

Hinunter mit dem Sarg, die Hände sind klamm. Ein Vaterunser genügt — im Felde gab's oft das nicht. Mußt schon damit zufrieden sein, toter Kamerad, hast mit uns gehofft, noch vor ein paar Tagen, mit uns gezittert, wer der nächste in der Baracke sein würde, der —

„Vater unser, der du bist im Himmel. Geheiligt werde —" Auseinander fielen mir jäh die gebetverkrampften Hände: — Da stand der Trommler, mein Trommler, stand ganz oben auf der Höhe, wo ein Denkmal für die toten Kriegsgefangenen sich erhob. Stand auf dem Sockel — hager und lang, einen grauen Mantel umgeworfen, eine schmutzige Mütze tief in die Stirn gezogen, den Kopf zur Seite geneigt — Terumterum, terum ... Stand und trommelte mit langen Knochenfingern auf ein Kalbfell, terumterum, stand und trommelte ..

Mit einem heiseren Wutschrei stürzte ich auf den Trommeler los, griff nach ihm — verschwunden war er, auf gelöst im sibirischen Frosthimmel. Wie Donner dröhnte aus magischer Ferne ein letzter Wirbel: terum ...

„Wo ist der Kerl? Ich will ihn erwürgen, ihn zusammenhauen, mit seinem Terumterum."

Man trug mich weg. Nach einigen Wochen erwachte ich aus meinem Fieber, Typhus.

Zweiunddreißig andere meiner Baracke lagen droben auf dem Kirchhof ...

— — —

Nun kenne ich dich, Trommler von Messines, Trommler von der Bsura, Trommler von Daurija, nun kenne ich dich, Kamerad Trommler. Wann werde ich dich wiedersehen?

DER VERKEHRSUNFALL

Humoreske von Hanns H. Roessink.

Albertina Demke fuhr heimwärts, mit ihrem Mann und per Fahrrad. Eine belebte Straßenkreuzung war zu nehmen. An der Ecke rechts gegenüber hielt die Straßenbahn; mit der Kurbel machte der Führer die ersten bedrohlich vorbereitenden Drehbewegungen.

„Es geht noch", überlegte Herr Demke und schoß vorwärts, so daß seine Frau um Radlänge zurückblieb. In diesem Augenblick ertönte hinter der Straßenbahn ein heftiges Tuten. Mit geziemender Gewandtheit flitzte Otto Demke haarscharf vor dem Auto vorüber.

Als er drüben war, vernahm er hinter sich ein wüstes Geschimpfe. Albertina stand da, das Rad in der Hand, quer vor Auto und Straßenbahn. Die Augen sprühten, und ihr Mund donnerte, wirksam unterstützt durch volksrednerische Beteuerungen an das sich ansammelnde Publikum, den Automobilisten an:

„Sie unerhörter Mensch ... wie kommen Sie dazu ..?"

Der Antler machte ein ungeduldiges Gesicht.

„Nein, schrie er, „zum Kuckuck! Das habe ich nicht nötig! Ich habe gewartet, bis alles aus- und eingestiegen war, dann anhaltend Signale gegeben und, bin weitergefahren. Basta. Geben Sie jetzt den Weg frei... Es ist ja nichts passiert!"

Albertina stand wie eine Säule.

„Otto", wandte sie sich gebieterisch an den unbehaglich zuschauenden Gatten, „sieh nach, was der Kerl für eine Nummer hat! Der denkt wohl, er käme ohne Anzeige — so ein unverschämter Flegel, so ein Kilometerfresser! Polizei, gleich morgen früh! Hast du die Nummer, Otto?"

Otto bejahte stumm, womit die Auseinandersetzung, in deren Verlauf mehrmals Ausdrücke wie „rabiates Weibsbild" und „grüner Hupjunge" fielen, langsam verebbte.

Als Albertina, bebend vor Empörung und unter beständigem Schimpfen, mit Herrn Otto durch stillere Straßen weiterradelte, wagte dieser zuletzt, seine Ehehälfte behutsam zu unterbrechen.

„Natürlich hast du recht", begann er korrekt. „Aber es läßt sich ... ich meine ... es ist nicht gut zu bestreiten, daß das Auto getutet hat; und wenn nun wirklich die Straße frei, d. h. alles aus- und eingestiegen war, so ist schließlich ... ich meine ... so ein Auto kann ja auch nicht ewig warten ..."

Albertina Demke kochte vor Zorn.

„Idiot!" sagte sie mit ehelicher Bestimmtheit.

Otto neigte sein Haupt und schwieg. —

Als sie am anderen Morgen nach langem Hin und Her auf den Korridoren endlich im zuständigen Zimmer standen, der Wachtmeister einen gelblichen Aktenbogen vor sich hinlegte und seinen Federhalter protokollfertig zückte, hielt Frau Demke ihre Anklagerede, während ihr Mann melancholisch die Blicke über Aktenregale und Spinde gleiten ließ.

Albertina sprach mit der verhaltenen Leidenschaft der gekränkten Unschuld. Ihre gestrige „Rede an den Automobilisten" hob sich in allen Einzelheiten aus der Versenkung; nur sprach sie heute von dem „unerhörten Menschen" in der dritten Person, während dem „Herrn Kommissar" die Ehre der direkten Anrede zuteil wurde. Als sie einigermaßen zu Ende war, wandte sich das Auge des Gesetzes an den pp. Demke, Otto, mit der Frage, ob das Auto getutet habe oder nicht.

Zenge Demke bejahte dies, worauf der Vertreter der Staatsgewalt ostentativ den Aktenbogen und die Feder beiseitelegte und in dürren Worten erklärte, daß der Tatbestand keinen Anlaß böte, gegen den Autoführer einzuschreiten. Ein Auto brauche nicht zu warten, bis die Straßenbahn sich wieder in Bewegung befinde; es genüge, wenn es warte, bis das Publikum aus- und eingestiegen und die Straße frei sei, wenn es ferner langsam fahre und Signale gebe. Beides sei aber hier der Fall gewesen, da das Auto nicht sofort hätte halten können, wenn es schnell gefahren wäre.

Albertina war sprachlos. Aber nur wenige Sekunden, — dann brandete eine Springflut weiblicher Redekunst mit polizeiwidrigem Getöse herauf zu den sachlichen Aktenregalen der Heiligen Hermandad. Der „Herr Kommissar" machte, obwohl sein geübtes Ohr in wenigen Augenblicken ein halbes Dutzend verschiedenartiger Beleidigungs- und Verleumdungstatbestände unterschied, nur schüchterne Unterbrechungsversuche und atmete sichtlich erleichtert auf, als Herr Demke seine empörte Dame endlich hinausbugsieren konnte. —

Auf dem Heimweg kamen die Beiden an einer belebten Straßenkreuzung vorüber. Während sie wegen des starken Verkehrs wartend auf dem Bürgersteig standen, wurden sie Zeugen des folgenden Vorgangs:

Ein junges Mädchen langte auf dem Rade an. In der Querstraße, an der Ecke rechts gegenüber, hielt die Straßenbahn. Mit der Kurbel machte der Führer die ersten vorbereitenden Drehbewegungen. Das Mädchen, das die Kreuzung überqueren wollte, legte sich in die Pedale, daß das Rad vorwärts schoß und die Schienen erreichte. In diesem Augenblick tauchte hinter der Straßenbahn das Vorderteil eines Autos auf, das zwar unaufhörlich, aber vergeblich getutet hatte. Heftiges Bremsen, Rufe, Schreien!

Der Ablauf war harmlos. Die Radlerin, im letzten Augenblick abspringend, rutschte aus und fiel, das Rad polterte gegen das gebremste Auto. Erregte Auseinandersetzung, Polizei, Publikum. Ein Herr half dem Mädchen auf die Beine und bog ihr das Rad zurecht.

In diesem Augenblick richtete Albertina Demke das Wort an das versammelte Volk und sagte kopfschüttelnd, mit beneidenswerter Sicherheit: „Welch eine Gans! Fährt dem Mann direkt vors Auto!"

DIE UHR

Von E. A. Stein.

Der Herr Adjunkt, ehemals ein flotter Student, jetzt schon hoch in den Dreißigern, war dafür bekannt, daß er der holden Weiblichkeit wohlgewogen war. Er schäkerte gern einmal mit hübschen Mädchen, er küßte gern einmal die schöne Hand einer jungen Frau, aber den Mädchen u. den jungen Frauen wurde es nicht recht warm dabei — denn sie haben einen gar feinen Instinkt dafür, ob jemand heiß nach ihrem Herzen zielt oder nur den Duft ihrer Persönlichkeit feinschmeckerisch auf die Lippen nimmt. Wenn der Herr Adjunkt die Lippen spitzte, um irgend eine Schmeichelei auszusprechen, dann lächelten die Damen so nachsichtig, und ein wenig spöttisch, und die eine oder andere schlug ihm wohl gar mit dem Fächer auf die Schulter, blinzelte ihn boshaft an und verschwand.

Immerhin konnte auch der Herr Adjunkt zuweilen Feuer fassen, ja, er trieb es sogar so weit, daß er sich eines Tages ganz ernsthaft die Frage vorlegen mußte, ob er nicht bereits verlobt sei. Die entschied er nach einigem Ueberlegen allerdings zu seinen Gunsten — insofern als er entschied, daß das bindende Wort noch nicht gesprochen war, aber Tatsache war immerhin, daß er sich bei der jungen, schönen und verwitweten Frau Ada für Nachmittags zu einem Besuch angesagt hatte. Fünf Uhr. Und daß er gebeten hatte, Frau Ada um diese Zeit allein sprechen zu dürfen.

Nun ging er in seiner schön eingerichteten Junggesellenwohnung hin und her und überdachte seine Lage. Und sah von Zeit zu Zeit nach dem Kamin, wo eine kleine goldene Standuhr — ein Erbstück seiner Familie — die Zeiger langsam vorwärts schob. Es war ein schönes Werk. Feingeschliffene goldene Ranken umschlossen das Zifferblatt, welches Herzform hatte und eine feine Rosenfarbe aufwies.

So umrankt frauliche Gunst das Herz des Mannes, dachte der Herr Adjunkt, als er wieder einmal auf das Ziffernblatt blickte, welches jetzt ein halb fünf Uhr anzeigte. Und es wurde ihm ein wenig warm dabei, so daß er betrachtend vor der Uhr stehen blieb. Leise und sanft tickte sie in das stille Zimmer hinein — auch das erfüllte ihn mit einer frohen Erwartung gegenüber der Stunde, welche kommen sollte. Wie, wenn er dies herrliche Stück, diesen treu gehüteten Familienschatz, mitnahm und Frau Ada zur Besiegelung ihres Verhältnisses überreichte? Ein sinnigeres Brautgeschenk konnte so leicht nicht gefunden werden.

Der Herr Adjunkt wurde weich. Seine eigene Güte rührte ihn. Und er packte das Werk in feinstes Seidenpapier, steckte es in ein Etui und machte sich sodann auf den Weg.

Frau Ada war eine schöne, sanfte Frau von rührender Hilflosigkeit. Angstvoll und flehend sahen ihre großen Augen dem Herrn Adjunkt entgegen, als sie ihm gegenüber an dem kleinen Teetisch Platz nahm. Gewiß, Sie tun mir nichts an, so bettelte es in ihnen. Und das war's, was den Herrn Adjunkt ins Herz getroffen hatte.

Er wickelte mit langsamer Behutsamkeit und im Vorgenuß des Augenblicks, welcher kommen sollte, das Etui aus. Nicht seine Worte, nein, seine Gabe sollte besagen, was ihn bewegte und weshalb er zu dieser Stunde Frau Ada allein gegenübersaß.

Er wickelte und wickelte, während Frau Ada ängstlich dasaß, in jedem Augenblick bereit, ihm zu helfen.

Schließlich erschien die Uhr. Doch — der Herr Adjunkt war betroffen — sie ging ja nicht! Wo war das wohlbekannte Ticken?

Der Herr Adjunkt war verdutzt. Solang er sich entsinnen konnte, war die Uhr nicht stehen geblieben. Es war seine sorgsamste Aufgabe gewesen, sie wöchentlich einmal am Sonnabend aufzuziehen. Und nun war Dienstag. Er hatte sie bestimmt am letzten Sonnabend aufgezogen.

Der Herr Adjunkt vergaß, daß er Frau Ada gegenübersaß. Sein Gesicht verzog sich zu einem unwirschen Ausdruck. Er hielt die Uhr ans Ohr. Nichts zu hören. Er zog sein Messer vor, öffnete das Gehäuse und betrachtete sie von innen. „Ich habe sie doch aufgezogen", murmelte er.

Frau Ada hatte sich längst in ihren Sessel zurückgelehnt. Sie beobachtete. Und ihre großen, seelenvollen Augen schlossen sich ein wenig. Fast wurden sie zu einem Schlitz. Er ist ein komischer Mann, ging es ihr durch den Sinn. Alle Junggesellen, wenn sie sich den Vierzig nähern, sind komisch.

Die Uhr ging nicht, er mochte anstellen, was er wollte. Eine nichtgehende Uhr aber konnte man unmöglich als Brautgeschenk gebrauchen. Ueberhaupt war die Lage fatal —

Frau Ada löste die Verlegenheit.

„Kamen Sie, um mir dies allerdings eigenartige Werk zu zeigen?" fragte sie und zog dabei die Brauen ein wenig hoch.

„Gewiß, gewiß", erwiderte er hastig. „Ich dachte sogar, es Ihnen zum Geschenk zu machen. Doch eine fehlerhafte Uhr —"

„Lassen Sie doch einmal sehen!" Sie nahm ihm das Werk aus der Hand. „Ein Herz, umrankt von — Dornen, wenn ich nicht irre."

„Dornen? Für Dornen sehen Sie das an?"

„Wofür sonst?"

„Und Zeiger, welche unbarmherzig das Herz durchstechen. Sehen Sie da: da sieht es gar aus, als falle ein Tropfen Blut in die Dornen."

Der Herr Adjunkt fühlte plötzlich eine sehr große Kälte über sich kommen. Und eine große Angst. Also so gefährlich war das Spiel der Liebe. Dornen waren es, was er für Ranken ansah, und die Zeiger waren Pfeile, die das Herz bluten ließen ...

Er nahm die Uhr hastig zurück. Und wickelte sie wieder ein. Sie tickte nicht mehr — und in seinem Herzen war es ebenso still geworden.

„Ach ja", sagte Frau Ada versonnen, „es gibt Menschen, die weder die Dornen noch die Pfeile kennen — Menschen mit einer kleinen, schwachen Liebe, deren Herz wohl auch ein wenig tickt, aber ein kleiner leiser Zufall läßt es stillestehen. —

Sie stand auf. „Und ein solches Herz — ein solches Herz haben Sie, Herr Adjunkt." —

Sie nickte ihm zu — groß und seelenvoll und ein wenig traurig, und verließ das Zimmer.

Er stand da, wickelte noch an seinem Etui mit nervösen Fingern, und kam sich unendlich lächerlich vor — aber auch gerettet.

So kam es, daß der Herr Adjunkt Hieronymus Gruber sein Leben lang ein Hagestolz blieb.. So kam es aber auch, daß in dem Geist eines Dichters durch Frau Adas wehmutsvollen Bericht der erste Keim zu einem seelenvollen Liebe geweckt wurde: „Ich trage, wo ich gehe, stets eine Uhr bei mir ..."

DAS ZIGEUNERKIND

Draußen am Ende des Dorfes hatten die Zigeuner für ein paar Tage ihr Lager aufgeschlagen. Hinter den Büschen lugten ihre bunten Wagen neugierig hervor. Abends liefen die Dorfbewohner bei den Zigeunern zusammen, die ihre Kunststücke füe ein paar Pfennige zeigten und den jungen Dorfschönen aus der Hand wahrsagten.

Tagsüber kümmerte man sich kaum um sie. Höchstens ein paar Kinder, die abends von den Eltern nicht zur Schau mitgenommen wurden, standen wohl von weitem und staunten die Wagen und das Treiben an; wie gerne wären sie auch einmal in einem solchen Wagen gewesen; wie gerne hätten sie auch einmal ein so buntes Kleid angehabt, wie dort das kleine Mädchen!

Des Morgens lösten die Zigeuner die Eimer unter ihren Wagen ab und holten Wasser für die Pferde. Für einen Augenblick öffneten sich dann wohl auch die kleinen, gardinenverhängten Fenster, und ein schwarzhaariger Wuschelkopf lachte den umherstehenden Dorfbewohnern zu. Unterhalten konnte man sich nicht mit ihnen; wer konnte denn ihre Sprache? Mit offenem Mund und starren Augen betrachteten die Bauern die Zigeunerinnen, wenn sie mit ihren bunten Röcken in das Dorf kamen, um das Nötigste einzuholen, und wenn die kleinen schwarzgelockten Mädels wie junge Kätzchen durch die Gassen schlichen und durch Betteln ein Almosen zu erhaschen suchten.

Die kleine Dagmar aber wollte vom Betteln nichts wissen. Die Sonne schien heute so schön und dort drüben hinter dem Weg war eine große Wiese. Jeden Morgen hatte sie durch die Fensterscheiben des grünen Wagens da herübergesehen; sie wollte auf die Wiese. Ihre Mutter würde schon etwas mit Kartenlegen verdienen; heute war es so schön und — Dagmar wollte auf die Wiese.

Und mit lustigen Sprüngen, glücklich, endlich einmal frei herumlaufen zu können, ohne auf die umherstehenden Wagen und Kissen achten zu müssen, sprang sie hinüber auf die Wiese Dort warf sie sich in das Gras. Ach war das schön! Leise trällerte sie vor sich hin, zupfte an einem Grashalm, der vor ihrem Näschen stand und — freute sich. So fand sie Hannes, der auf dem Felde gearbeitet hatte. Seine Kameraden hatten ihm so viel von den Zigeunern erzählt und weit hinaus drang das Lachen und Schreien der Truppe. Da hatte sich Hannes vorgenommen, sich die Menschen einmal anzusehen. Als er nun quer über die Wiese ging, traf er zuerst die kleine Dagmar. Schon von weitem leuchtete ihr dunkles Haar in der Sonne; es beinahe blau sah es aus. Und plötzlich stand er vor dem kleinen trällernden Ding, das ihn vergnügt anlachte. Aber als er sie nach ihrem Namen fragte, lachte sie nur noch mehr. Sie verstand ihn ja nicht. Hannes ließ die Zigeuner sein und setzte sich zu der Kleinen. Er neckte sie mit den Grashalmen und erzählte ihr vielerlei, womit er ihr eine Freude zu machen hoffte. Da hielt sie ihm den Mund zu und deutete auf den Wagen. Von dort herüber klang ein Ruf. Beide lauschten. Kichernd warf sich Dagmar tiefer ins Gras und versteckte sich. Es war hier so schön; niemand sollte sie wegholen.

Hannes war ganz ratlos. Fort wollte die Kleine nicht, verstehen konnte sie ihn nicht, und er wollte ihr doch etwas Schönes zeigen und ihr Freude machen. Da kam ihm ein Gedanke: wie, wenn ich sie bei der Hand nehme und mich mit ihr in unseren Garten setze? Dort werde ich ihr Bilderbücher bringen und Elschen, mein kleines Schwesterchen, gibt ihr sicher auch ein Püppchen ab. Und richtig. Hand in Hand liefen beide über die Wiese, weit herüber zum Haus, das Hannes Eltern gehörte. Dort setzten sich beide in den Garten, spielten, tollten und lachten. Und niemand dachte an die Zigeuner. Klein-Elschen spielte auch mit und war glücklich, endlich eine neue Spielgefährtin gefunden zu haben. Da wurde es dunkel. Dagmar bekam plötzlich Angst. Wo war sie denn? Wer würde sie zurückbringen? Sie mußte doch den Hunden was zu fressen geben und hatte sie nicht auch selbst Hunger? Und da fing sie an zu weinen.

Hannes nahm sie wieder bei der Hand und ging zurück über die Wiese. Sie kamen gerade zum Aufbruch zurecht. Die Zigeuner wollten weiter. Ein Schimpfwort einer Frau empfing die Kleine. Ob sie Strafe bekam?

Hannes stand noch lange am Chausseerand und sah dem Aufbruch der Truppe zu; unbewußt schlich er den Wagen nach. Ganz traurig war ihm zumute. Seine Gedanken waren bei den Zigeunern, die nun in ein schönes ferneS Land ziehen konnten; nur er durfte nicht. Dann lief er querfeldein nach Hause.

Aus einem der kleinen Wagenfenster blickten sehnsüchtig zwei schwarze Mädchenaugen nach dem Dorf. Dort hatten die Menschen doch ein Heim. Und sie? Klein-Dagmar mußte immer wieder fort, immer gerade dann, wenn es ihr anfing zu gefallen.

M. Krüger.

Lebenswanderlied

Sorge nicht. Was kommt, das wird.
Meide keine Fährde.
Wenn die strenge Sehne schwirrt,
Wirf dich nicht zur Erde.

Deinem dürren Wanderstab
Kann kein Grün entkeimen.
Lerne lächelnd Hab auf Grab,
Inn auf Ruhm lern reimen.

R. v. Schaukal